

JAHRBUCH DER PSYCHOANALYSE

Beiträge zur Theorie, Praxis und Geschichte

Herausgegeben von
Claudia Frank
Ludger M. Hermanns
Elfriede Löchel

*50 Jahre – Jahrbuch
der Psychoanalyse*

Libidotheorie –
1960 und heute
Gerhart Scheunert
Werner Bohleber
Heinz Müller-Pozzi

Rosine J. Perelberg
Ein Vater wird
geschlagen

Carl Nedelmann
Die Verleugnung
der Realität

61

frommann-holzboog

JAHRBUCH DER PSYCHOANALYSE
Band 61

JAHRBUCH DER PSYCHOANALYSE

*Beiträge zur Theorie, Praxis
und Geschichte*

Herausgeber

Claudia Frank
Ludger M. Hermanns
Elfriede Löchel

Mitherausgeber

Hermann Beland
Friedrich-Wilhelm Eickhoff
Lilli Gast
Ilse Grubrich-Simitis
Helmut Hinz
Albrecht Kuchenbuch
Horst-Eberhard Richter
Gerhard Schneider

Beirat

Wolfgang Berner
Terttu Eskelinen de Folch
M. Egle Laufer
Léon Wurmser

61

frommann-holzboog

*Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen National-
bibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar

ISSN 0075-2363

© frommann-holzboog Verlag e. K. · Eckhart Holzboog
Stuttgart-Bad Cannstatt 2010

www.frommann-holzboog.de

Satz und Druck: Offizin Scheufele, Stuttgart

Einband: Litges + Dopf, Heppenheim

Inhalt

7 Editorial

Schwerpunktthema

50 Jahre Jahrbuch der Psychoanalyse

- 13 Gerhart Scheunert: Entwicklung und Weiterentwicklung der Libidotheorie
- 39 Werner Bohleber: Psychoanalyse als naturwissenschaftliche Erfahrungswissenschaft. Gerhart Scheunerts Hinwendung zur Ich-Psychologie
- 57 Heinz Müller-Pozzi: Intersubjektivität und die infantile Sexualität. Vom Schicksal der Libidotheorie

Karl-Abraham-Vorlesung

- 83 Rosine Jozef Perelberg: Ein Vater wird geschlagen: Konstruktionen in der Analyse männlicher Patienten

Wolfgang-Loch-Vorlesung

- 107 Carl Nedelmann: Die Verleugnung der Realität

Geschichte der Psychoanalyse

- 125 Hanna Knapp: Die frühe Rezeption der Psychoanalyse in Spanien
- 151 Ernst Falzeder: Ein Nachtrag zu Freuds Analyse von Elfriede Hirschfeld

Angewandte Psychoanalyse

- 155 Laurie Wilson: Die Kraft des visuellen Gedächtnisses. Die früheste erinnerte Zeichnung von Alberto Giacometti: *Schneewittchen im Sarg und die sieben Zwerge*

Buchessay

- 181 Friedrich-Wilhelm Eickhoff: Der vollständige Briefwechsel
Sigmund Freuds mit Karl Abraham als historisches und menschliches
Dokument. Ein dramatischer Dialog, der zu früh tragisch endete
- 235 Namenregister
- 243 Sachregister

Editorial

Es ist keineswegs selbstverständlich, daß ein psychoanalytisches Jahrbuch oder eine psychoanalytische Zeitschrift 50 Jahre Bestand hat. In Deutschland mußte das erste *Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen* 1914 nach seiner Umbenennung in *Jahrbuch der Psychoanalyse* nach sechs Bänden sein Erscheinen kriegsbedingt einstellen. Das *Zentralblatt für Psychoanalyse* wurde bald vom Herausgeber Wilhelm Stekel usurpiert und nach vier Jahrgängen 1914 aufgegeben. Die *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse* änderte in den 26 Jahren ihres Bestehens zweimal ihren Namen: zunächst legte sie 1920 das Epitheton »ärztlich« ab und mußte sich für die drei letzten Jahrgänge im Londoner Exil mit der *Imago* vereinen, bevor sie isoliert vom Wiener Mutterboden und abgeschnitten von der Psychoanalyse des »deutschen Sprachkreises« (A. Freud) ihre Existenzberechtigung verlor. Anlässlich des fünfzigsten Geburtstages des *International Journal of Psycho-Analysis* hat Helmut Thomä bereits auf die traurige Tatsache hingewiesen, daß dessen fünf deutschsprachige »Geschwister« verfolgungsbedingt ihr Erscheinen einstellen mußten; neben den obengenannten Zeitschriften nennt er noch *Die Psychoanalytische Bewegung*, den *Almanach der Psychoanalyse* und die *Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik*.¹ Einzig die *Psyche*, die 1947 als *Zeitschrift für Tiefenpsychologie und Menschenkunde* in einer synoptischen Tradition gegründet worden war und sich erst allmählich zu der heute fest etablierten Monatszeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen entwickelt hat, verfügt in Deutschland heute über eine längere Tradition als unser *Jahrbuch*. Die *Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis* und das

- 1 Thomä, H. (1969): Some Remarks on Psychoanalysis in Germany Past and Present. In: *Int. J. Psychoanal.* 50, 683–692.

Forum der Psychoanalyse sind wesentlich jüngeren Gründungsdatums. Hatte die erste explizit psychoanalytische Zeitschrift, 1949 von Carl Müller-Braunschweig in Berlin unter dem Namen *Zeitschrift für Psychoanalyse* gegründet, gerade zwei Hefte überstanden, erging es unserem *Jahrbuch der Psychoanalyse*, 1960 aus dem Schoß der *Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung* hervorgegangen und anläßlich der Feierlichkeiten zu deren zehnjährigem Bestehen bei der zweiten Mitteleuropäischen Tagung in Berlin aus der Taufe gehoben, deutlich besser. Zwar ursprünglich in Berlin als Festschrift zu Müller-Braunschweigs 75. Geburtstag Ende der fünfziger Jahre konzipiert, verwandelte es sich in einem längeren Prodromalstadium zu einem Mehrpersonenprojekt an unterschiedlichen bundesdeutschen Orten: Gerhart Scheunert in Hamburg, Edeltrud Seeger (später Meistermann-Seeger) in Köln, Käte Dräger und Horst-Eberhard Richter in Berlin, ab dem zweiten Band unterstützt von Alexander Mitscherlich in Heidelberg/Frankfurt a. M., wurden als Redakteure und Herausgeber zu Garanten einer Kontinuität für die ersten zehn Jahre, bis dann Friedrich-Wilhelm Eickhoff ab 1971 für die nächsten 30 Jahre (davon 23 Jahre zusammen mit Wolfgang Loch) die Geschicke des *Jahrbuchs* federführend leiten sollte. 2005 hatten wir im fünfzigsten Band folgende Kollegen mit zum Teil sehr persönlichen Erinnerungen, Geleitworten und Glückwünschen zu Worte kommen lassen: Horst-Eberhard Richter als einen der Gründungsherausgeber, Paul Parin als einen der internationalen Beiräte und F.-W. Eickhoff als langjährigen Herausgeber.

Angesichts des fünfzigjährigen Bestehens des *Jahrbuchs* wollen wir uns der Ideen- und Theoriegeschichte der Psychoanalyse der letzten Jahrzehnte in Deutschland zuwenden. Als Ausgangspunkt dient uns u. a. der erste Band des *Jahrbuchs* von 1960, dessen Inhaltsverzeichnis wir umseitig im Faksimile dokumentieren. Dieser Band versuchte den state of the art der theoretischen, klinischen und technischen Aspekte der Psychoanalyse in jener Zeit abzubilden. Die breite Unterstützung dieses Unternehmens durch die internationale Psychoanalyse wird durch die namhaften ausländischen Beiträge des ersten Bandes augenfällig.² Es

- 2 Anna Freud hat darauf hingewiesen, wie sich durch die Verfolgung der Psychoanalyse in Deutschland und Österreich diese in den englischen Sprachraum verschoben hat. »German analytical periodicals, when finally they reappeared on the scene, were eager to accept translated versions originated from English-speaking authors.« (Freud, A. (1969): Remarks on the Fiftieth Birthday of the International Journal of Psycho-Analysis. In: *Int. J. Psychoanal.* 50, 473–474.)

INHALT

Vorwort	V
Geleitworte	VII

ALLGEMEINE UND THEORETISCHE BEITRÄGE

<i>M. Balint</i> (London), Primärer Narzißmus und primäre Liebe	3
<i>Th. Benedek</i> (USA), Elternschaft als Phase der Entwicklung	35
<i>H. E. Richter</i> (Berlin), Die narzißtischen Projektionen der Eltern auf das Kind	62
<i>G. Scheunert</i> (Berlin), Entwicklung und Weiterentwicklung der Libidotheorie	82
<i>K. Menninger</i> (USA), Ichveränderungen unter schwerem Druck	105
<i>G. Maetze</i> (Berlin), Der Ideologiebegriff in seiner Bedeutung für die Neurosentheorie	124
<i>J. Lampl-De Groot</i> (Amsterdam), Depression und Aggression	145
<i>H. Lincke</i> (Basel), Zur Traumbildung	161

BEITRÄGE ZUR TECHNIK

<i>A. Reich</i> (USA), Einige Bemerkungen zur Gegenübertragung	183
<i>P. Parin</i> (Zürich), Gegenübertragung bei verschiedenen Abwehrformen	196
<i>F. Simenauer</i> (Südafrika), Psychoanalyse und Chirurgie	215

KASUISTIK

<i>M. L. Werner</i> (Berlin), Die Kritzelzeichnung als Widerstandsphänomen	235
<i>E. Seeger</i> (Köln), Zahl, Ziffer und Symbol	240
<i>J. Dannenberg</i> (Berlin), Jugendliches Stottern und Homosexualität	253

MITTEILUNGEN

Zehn Jahre Deutsche Psychoanalytische Vereinigung	277
Konferenzen, Tagungen und Kongresse	281
Ausbildungsbedingungen der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft	283
Personalia	286
Biographische Notizen über die Herausgeber	287
Namen- und Sachregister	289

erscheint uns im Jahre 2010 lohnend, einige der damaligen Aufsätze aus diesem Anlaß nachzudrucken und aus heutiger Sicht zu kommentieren. Wir beginnen mit einem Repräsentanten der wiedererwachten Psychoanalyse in Deutschland nach dem Zivilisationsbruch durch den Nationalsozialismus, Gerhart Scheunert, der sehr entscheidende Anregungen zur Gründung des *Jahrbuchs* gegeben und mehrere Bände verantwortlich redigiert hat. Daß er zum Ende seines langen Lebens zu einer tragischen Figur in der DPV geworden ist, hängt mit seiner zu spät öffentlich gemachten NSDAP-Mitgliedschaft zusammen, deren kontroverse Diskussion den Verein in den neunziger Jahren ernsthaft entzweit hat. Mit seinem Aufsatz »Entwicklung und Weiterentwicklung der Libidotheorie« im ersten *Jahrbuch* hat er sich 1960 als einer der kritischen und fortschrittlichen deutschen Psychoanalytiker seiner Generation zu Wort gemeldet. Wir konnten mit Werner Bohleber und Heinz Müller-Pozzi zwei geschätzte zeitgenössische Psychoanalytiker für Kommentare aus historischer und theoretischer Perspektive gewinnen.

In den nächsten Jahren wollen wir weitere Texte daraufhin prüfen, was vom seinerzeitigen Wissensstand auch heute noch aktuell und brauchbar geblieben ist, und damit einen Beitrag zu einer vergleichenden Theoriegeschichte der deutschen Nachkriegspsychoanalyse leisten.

Wie gewohnt enthält dieser Herbstband die Druckfassungen der Karl-Abraham-Vorlesung und der Wolfgang-Loch-Vorlesung des Vorjahres, dieses Mal von Rosine J. Perelberg (London) und von Carl Nedelmann (Hamburg). Von Laurie Wilson (New York) werden wir mit Alberto Giacomettis erster Zeichnung vertraut gemacht. Die im *Jahrbuch* von jeher besonders geförderte geschichtliche Betrachtung von und mit der Psychoanalyse steht im Zentrum der Beiträge von Hanna Knapp, Ernst Falzeder und Friedrich-Wilhelm Eickhoff.

Abschließend ist es uns heute im fünfzigsten Jahr unseres Bestehens ein besonderes Anliegen, mit Dankbarkeit an die großartige Unterstützung der *Jahrbuch*-Gründung durch emigrierte Kolleginnen und Kollegen zu erinnern, von denen wir stellvertretend Anna Freud und Willi Hoffer besonders hervorheben möchten.

Im August 2010

Stuttgart
Berlin
Bremen

Claudia Frank
Ludger M. Hermanns
Elfriede Löchel

Schwerpunktthema

50 Jahre Jahrbuch der Psychoanalyse

Entwicklung und Weiterentwicklung der Libidotheorie*

Gerhart Scheunert**

Dem Psychoanalytiker Freudscher Schule ist die »Libidotheorie« – als abkürzende Bezeichnung für das Gesamt der psychoanalytischen Trieblehre verstanden – ein Kernstück der Theorie, das nicht ohne weittragende Folgen aufgegeben werden kann. Andererseits haben Tochterschulen der Psychoanalyse – von soziologischer Seite neuerdings »revisionistische Schulen« genannt – geglaubt, gerade diesen Teil des psychoanalytischen Ordnungsmodelles als erstes aufgeben zu können oder zu müssen. Das begann bei C. G. Jung und setzte sich bei den »kulturellen« (Horney, Fromm), den »interpersonalen« (Sullivan) Schulen in den USA, bei den »Amalgam«-Versuchen in Deutschland (Schultz-Hencke), bei den daseinsanalytischen Richtungen (Boss u. a.) usw. fort. Herbert Marcuse hat in einem interessanten Buche – anregend auch gerade da, wo es zum Wider-

* Vorgetragen auf der »1. Arbeitswoche der deutschsprachigen psychoanalytischen Vereinigungen« in Anif bei Salzburg am 23. März 1959. Korrigierter Nachdruck aus dem *Jahrbuch der Psychoanalyse* 1/1960, 82–104.

** Gerhart Scheunert (1906–1994) hat als einer der Gründungsherausgeber die Redaktion des Jahrbuchs im ersten Jahrzehnt entscheidend getragen. Seine psychoanalytische Ausbildung erfuhr er im Rahmen der Leipziger Arbeitsgruppe und am alten Berliner Psychoanalytischen Institut. Nach seiner Übersiedlung aus Erfurt nach Westberlin gehörte er 1950 zu den Mitgründern der DPV, deren Vorsitzender er von 1956 bis 1964 war. Ab 1959 in Hamburg wirkte er beim Aufbau der dortigen Arbeitsgemeinschaft und des Institutes maßgeblich mit (siehe den Nachruf von F.-W. Eickhoff im *Jahrbuch* 34/1995).

spruch herausfordert – darauf hingewiesen, daß wir diese Entwicklungen auf dem Hintergrund des gesellschaftlichen Strukturwandels sehen und beurteilen müssen. Ich verweise auf das Kapitel dieses Buches: *Kritik des neo-freudianischen Revisionismus* (Marcuse 1957, 229ff.). Marcuse hat zweifellos recht, wenn er meint, daß in den sogenannten »revisionistischen Schulen« eine soziologisch zu begreifende Tendenz zur Entschärfung der kulturkritischen Funktion der Psychoanalyse im Dienste konformistischer Weltanschauungen wirksam ist. Es ist notwendig, sich diesen Hintergrund bewußt zu machen. Aber die Frage an uns selbst, welche emotionalen und ideologischen Hintergründe denn unser Festhalten an einer unveränderten Libidotheorie haben könnte, hat das gleiche Recht!

Die psychoanalytische Trieblehre hat wie jede wissenschaftliche Theorie selbstverständlich philosophisch zu prüfende Voraussetzungen und kann soziologisch untersucht werden. Davon kann und braucht hier nicht gesprochen zu werden. Sie will eine erfahrungswissenschaftliche, naturwissenschaftliche Theorie sein. Ob eine solche Theorie – ich zitiere Toman (Toman 1954, 473f.) – »wahr oder falsch ist, kann strenggenommen für überhaupt keine Theorie beantwortet werden. Lediglich ihre Brauchbarkeit bei der Ordnung der Phänomene und Daten, für die sie geschaffen wurde, sowie ihre Fähigkeit, aus der Grammatik der Theorie Phänomene und Daten vorauszusagen, die man vorher noch nicht gesehen oder noch nicht beachtet hat, lediglich diese Brauchbarkeit und Fähigkeit der Theorie kann geprüft werden. Von zwei oder mehr Theorien für den gleichen Phänomenbereich ist jene brauchbarer, die zugleich einfacher und umfassender ist, einfacher in ihren Bestandteilen und in ihrer Grammatik, umfassender im Daten- und Phänomenbereich, der mit ihr behandelt werden kann«. Toman – an sich alles andere als unkritisch gegenüber einer sogenannten »orthodoxen« Psychoanalyse – kommt zu dem Schluß, daß nach diesen und noch einigen anderen Kriterien die psychoanalytische Theorie eindeutig überlegen ist. Nach einer Würdigung gewisser Teilverdienste der sogenannten »revisionistischen« Schulen sagt er:

Man hat [...] allerdings den Eindruck, daß diese Versuche in dem Ausmaße versanden, als sie sich zur Abkehr von der psychoanalytischen Theorie weiterentwickeln. [...] Alle diese Beiträge [der »Revisionisten«! Scht.] haben Platz in der psychoanalytischen Theorie. Diese ist formal imstande, neue Modellvorstellungen aufzunehmen und den Phänomenbereich zu erweitern, auf den sie paßt. (Toman 1954, 473f.)

Die Psychoanalyse ist mir immer eine ideale Vereinigung zweier sich ergänzender Betrachtungsweisen gewesen: die anschauende, die Fülle des individuellen Lebens erfassende Betrachtung des konkreten Menschen und des seelischen Geschehens in ihm und zwischen ihm und seinen Mitmenschen – also die Weise des Naturforschers (*»naturalist«*). Auf der anderen Seite finden wir in ihr die Klarheit der ordnenden, natürlich notwendig abstrahierenden geistigen Bewältigung dieser Fülle in einer umfassenden, die Regelmäßigkeit des seelischen Geschehens aufzeigenden Theorie – die Weise des Naturwissenschaftlers (*»scientist«*) (Portmann 1956, 76 ff.). Beide Betrachtungsformen ergänzen sich in fruchtbarer Spannung. Unser Thema gehört auf die Seite der ordnenden Abstraktion, wir fragen nach der allgemeinen Theorie der Triebe in der Psychoanalyse.

Die Aufgabe, neuere Entwicklungen auf dem Gebiete der Trieblehre seit dem Tode Freuds darzustellen, ist nicht zu lösen, ohne daß ein Abriß der historischen Entwicklung der psychoanalytischen Triebtheorie vorhergeht.

Es war Freuds Bestreben, von dem verschwommenen Gebrauch des Wortes »Trieb« – fast ununterschieden für Dränge, Antriebe, Bedürfnisse, Instinktverhalten usw. benützt – abzukommen und auf wenige allgemeine seelische Grundtendenzen, darunter Grundtriebe, zu reduzieren: ein Denkmodell in Analogie zu den physikalischen Begriffen »Kraft« und »Energie«. Die Freudsche Triebtheorie war fast immer dualistisch; um die Zeit der Arbeit *Triebe und Triebsschicksale* (Freud 1915 c, 210 ff.) zeigte sich eine gewisse monistische Tendenz. Freud selbst sagte von dem ersten Stadium seiner Trieblehre unter dem Stichwort »Libidotheorie« (für das Marcusesche *Handwörterbuch der Sexualwissenschaft*) 1923: »Die Libido war im gleichen Sinne die Kraftäußerung der Liebe, wie der Hunger des Selbsterhaltungstriebes. Die Natur der Ich-Triebe blieb dabei zunächst unbestimmt und der Analyse unzugänglich wie alle anderen Charaktere des Ichs. Ob und welche qualitativen Unterschiede zwischen beiden Triebarten anzunehmen sind, war nicht anzugeben« (Freud 1923 a, 230). Ihren hauptsächlichsten Niederschlag fand diese erste Triebtheorie in den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (Freud 1905 d, 29 ff.) mit der Lehre von den Partialtrieben, der stufenförmigen Entwicklung der Libidoorganisation im individuellen Leben, der Lehre von den Transformationen der Sexualtriebe und deren Verschiebbarkeit. »Trieb« war in dieser Phase definiert als

eine aus der seelischen Vitalschicht stammende, immanent gerichtete Energie, die auf ein bestimmtes Ziel hindrängt und sich in lockerem Ausmaße auf Objekte als ihren

Gegenstand richtet. Er ist an ein Ursprungsorgan als seine Quelle und an ein Erfolgsorgan als Stätte der Befriedigung gebunden. Die Befriedigung besteht in der Aufhebung jener Veränderungen der Reizzone, die mit der Triebspannung einhergehen oder in kurzer Formulierung, der Trieb ist eine von außen (= der Vitalschicht) kommende, Energie liefernde Ursache bestimmter seelischer Vorgänge. (Bibring 1936, 151)

Der geniale Wurf der *Drei Abhandlungen* hat, auch von unserem erweiterten Blickfeld der heute bekannten klinischen Tatsachen her gesehen, nach wie vor Gültigkeit. Doch die spezielle Trieblehre ist nicht unser Thema, sondern die allgemeine.

Die Neurose wurde als Ausdruck eines Konfliktes zwischen Libido und »Ich« beschrieben. Man könnte daraus entnehmen, Freud habe schon damals Libido und Ich-Triebe nicht auf begrifflich gleicher Ebene gesehen. Das »Ich« war zu jener Zeit noch unerforscht und begrifflich unbestimmt. Die »Ich-Triebe« meinten ebenso unbestimmt die das Ich bestimmenden Tendenzen. In *Triebe und Triebchicksale* meint er vom damaligen Stand der Einteilung der Triebe: »Sie ist eine bloße Hilfskonstruktion, die nicht länger festgehalten werden soll, als sie sich nützlich erweist, und deren Ersetzung durch eine andere wird an den Ergebnissen unserer beschreibenden oder ordnenden Arbeit wenig ändern« (Freud 1915c, 217).

Die *Einführung des Narzißmus* (1914) kennzeichnet die nächste Phase; die libidinöse Natur der Selbstliebe wurde erkannt. Das neue theoretische Modell nimmt an, es besteht zu Beginn des Lebens ein objektloses Stadium ohne Differenzierung zwischen Selbst und Außenwelt, die Libido ist gleichsam in diesem Selbst versammelt: das Stadium des primären Narzißmus. Mit zunehmender Differenzierung zwischen Ich und Außenwelt bildet sich das, was Objektlibido genannt wird. Diese kann wieder – z. B. auf dem Umwege über Identifizierung mit Objekten im Ich oder Über-Ich – in narzißtische Triebenergie zurückverwandelt werden: der sogenannte sekundäre Narzißmus. Auf die Einzelheiten dieser Auffassungen ist hier nicht einzugehen. Ich erinnere nur an deren Konsequenzen für das Verständnis der Hypochondrie, der psychosomatischen Vorgänge (Organlibido) usw.

Zu diesem Zeitpunkt schien sich Freud der C. G. Jungschen Auffassung einer einheitlichen Urlibido angenähert zu haben, einer Urlibido, die sich in zwei Formen, die narzißtische und die Objektlibido sekundär differenzierte. Aber Freud hat – wie genaues Lesen zeigt – die Selbständigkeit der Ich-Triebe nicht aufge-

geben. Sie tauchen hier als »Ich-Interessen« auf. Es ist interessant als Vorbote der weiteren Entwicklung, daß ein Ausdruck gewählt wird, der schon im Wort eigentlich etwas anderes als »Trieb« intendiert. Hier kündigt sich offenbar der Entwicklungsschritt zur Instanzenlehre an.

Ich-Energie ist für Freud nie mit narzißtischer Libido identisch gewesen, der Narzißmus ist für ihn nur »die libidinöse Ergänzung zum Egoismus des Selbsterhaltungstriebes«. In *Das Ich und das Es* kommt er zur Annahme, es gäbe im Seelenleben eine verschiebbare Energie, die, »an sich indifferent, zu einer qualitativ differenzierten erotischen oder destruktiven Regung hinzutreten und deren Gesamtbesetzung erhöhen kann« (Freud 1923 b, 272f.). Er nimmt also nichtlibidinöse Energien im Ich an, allerdings interpretiert er sie als nicht mehr libidinös, als desexualisierten Eros (Freud 1923 b, 273).

Der Ausbau der Strukturlehre gab dann den Anstoß zu der nächsten Neuformulierung der Trieblehre. Es besteht kein Zweifel, daß in den frühen Formulierungen die aggressiven Tendenzen gegenüber den libidinösen zu wenig berücksichtigt worden waren. Freud hat dies später selbst mit seinem eigenen Widerstand begründet. In dem nächsten, dritten Schritt der Entfaltung des theoretischen Modelles wurde der selbständige Charakter der aggressiven Triebe anerkannt. Von Beginn an haben manche Psychoanalytiker diesen Schritt nicht mitvollzogen. Wilhelm Reich hat in seiner Arbeit über den »masochistischen Charakter« die Anschauung vertreten, Libido, deren Stauung ein gewisses Maß überschreite, schlage in Aggression um. Dies scheint an die derzeitige Frustrations-Aggressions-Hypothese anzuklingen, es gibt aber sicher Aggression, die dieser Bedingung nicht genügt. O. Fenichel hat verschiedentlich die Meinung vertreten, die beiden Triebgruppen seien nur Modi eines Urgemeinsamen. Zu dieser These der Bipolarität der psychischen Energie verweise ich auf den Schluß dieser Arbeit.

Freud wies zunächst noch die Aggression dem Sammeltopf der »Ich-Triebe« zu – manche Psychoanalytiker tun das noch heute – und scheint damals der Ansicht gewesen zu sein, daß es Aggression außerhalb der icerhaltenden Funktionen nicht gäbe.

In der schon zitierten Arbeit Bibrings wies dieser darauf hin, daß diese Meinung wahrscheinlich auf die klinische Beobachtung zu beziehen sei, daß aggressives Verhalten in einer engen Beziehung zu Versagungssituationen steht, in diesem Sinne also Antwort auf Beeinträchtigung der Selbsterhaltungsfunktionen zu sein scheint.

Wenn ich hier Bibrings Darstellung folge, so ist in diesem Stadium der Entwicklung »vorläufig folgendes entschieden«: Das, was früher als »Sadismus« beschrieben wurde, jetzt »Haß« heißt, wird aus den Sexualtrieben herausgenommen und endgültig den Ich-Trieben zugeschrieben, damit wird die Selbständigkeit der Ich-Triebe unterstrichen. Zur Klärung der Beziehungen untereinander werden Mischungsverhältnisse angenommen, der Sadismus der Sexualtriebe stammt nach dieser Auffassung aus der Aggression der Ich-Triebe, er tritt, wie Freud sagt, dort auf, wo die Ich-Triebe die Sexualfunktion beherrschen (Bibring 1936, 157). Theoretisch wichtig ist, wie Bibring betont, daß hier ein Wechsel des Kriteriums der Triebeinteilung aufgetreten ist: der Begriff der Triebquelle tritt zurück gegenüber dem des Triebzieles. Bibring sagt: »Das Paradigma der Ich-Triebe ist nicht mehr der Hunger, sondern der ›Haß‹, die Aggression«. Der nächste Schritt kann nun mit dem einen Satz beschrieben werden: Die Aggression wird aus der Gruppe der »Ich-Triebe« heraus in die »psychische Vitalschicht« verlegt. Diese umfaßt nun zwei Triebgruppen, die libidinösen und die destruktiven, aggressiven. Dieser Schritt erfolgte aber in einer auch viele Psychoanalytiker überraschenden Weise: Freud stellte 1920 in *Jenseits des Lustprinzips* (Freud 1920 g, 3 ff.) die Lehre vom Todestrieb, besser die Lehre von den beiden Urtrieben »Lebens- und Erostriebe« und »Destruktions- oder Todestriebe« auf. Er stützte sich dabei viel mehr auf biologische Spekulationen – was nicht ohne Folgerichtigkeit war, da Freud von jeher betonte, daß nach seiner Ansicht die Libidotheorie »zum wenigsten auf psychologischem Grunde ruht, wesentlich biologisch gestützt ist« (Freud 1914 c, 144) – als auf psychologische Erwägungen, und das wirkte verwirrend. Einige Psychoanalytiker, wie Fenichel, Bernfeld, Brun u. a. wurden durch das Unbehagen über diese biologischen Spekulationen veranlaßt, auch den psychologischen Teil dieser Hypothesen gleich mitzuverwerfen und die Existenz eines primären Aggressionstriebes strikt zu verneinen. Freuds Biograph Ernest Jones schrieb in seinem Nachruf (Jones 1940, 24), dies sei »das einzige Beispiel in Freuds geistigem Leben, wo nicht bewältigte innere Widerstände (zu sehr) ins Spiel gekommen« seien. Die relativ kleine Gruppe von Psychoanalytikern, die Freuds Eros-Thanatos-These sofort buchstäblich übernahmen und auf die Analyse psychologischer Phänomene anzuwenden begannen, machte die Verwirrung nicht geringer, weil sie eine *petitio principii* nach der anderen beging. Sie – ich zitiere Heinz Hartmann – »neigten dazu, entsprechende Spekulationen an einem Punkte ihrer Betrachtungen einzuführen, wo sie zumin-

dest noch nicht am Platze sind, was die Tatbestände eher zu verdunkeln als zu erhellen geeignet war« (Hartmann 1948).

Vielen Psychoanalytikern – auch mir selbst – ist es wie Flugel (1953, 44) gegangen. Er schreibt, er empfinde in dieser Konzeption des Todestriebes »eine Ehrfurcht heischende Qualität wie etwa vor einem großen Naturphänomen oder Kunstwerk, dessen Tiefe und dessen Bezogenheit auf Wirklichkeiten man erfühlt, das sich aber einer klaren Bewußtheit und präzisen Erkenntnis entzieht«.

Interessant ist, daß es Philosophen sind, die von der Tiefe der Eros-Thanatos-Konzeption besonders stark beeindruckt wurden. Marcuse legt sie seiner oben zitierten kulturphilosophischen Arbeit (*Eros und Kultur*) zugrunde. Paul Tillich sagte in einer Vorlesung über »Die Zweideutigkeit der Lebensprozesse«: »Jeder Lebensprozeß hat in sich die Tendenz, sich zu erschöpfen, noch ehe eine äußere Wirkung ihn zu Ende bringt, und diese Erschöpfung ist nicht etwas nur Objektives, was uns geschieht, sondern ist zugleich etwas Inneres, [was] auf das Ende zugeht. Der Mann, der darüber das Tiefste gesagt hat, und dies Tiefste müssen wir verteidigen gegen seine Schüler noch mehr als gegen seine Kritiker, ist Freud mit seiner Lehre vom Todestrieb, wie immer auch diese Lehre von seinen Schülern weggeworfen ist, weil verständlich ist, wie schlecht das Wort Trieb hier ist. Eines ist richtig, in allem Leben finden wir eine Sehnsucht nach seinem eigenen Ende, aber auch Sehnsucht ist eine Metapher. Wir finden neben dem sich selbst bejahenden Willen zum Leben den Willen, seine Welt zu verlieren und damit sich selbst zu verlieren. Dieser Trieb, diese Tendenz ist nichts anderes als das ständige Gewährwerden der Erschöpflichkeit des Lebens, und obgleich wir finden werden, daß in der geistigen kulturellen Produktion das Altwerden nicht notwendig identisch ist mit diesem Sicherschöpfen des Lebens, so werden wir auch finden, daß der Erschöpfungsprozeß aller kulturellen Stile und Formen in allen Perioden genau so unentrinnbar ist wie der Erschöpfungsprozeß in allem biologischen und psychologischen Dasein, und genau wie in diesen eine Tendenz zur Selbstaufhebung einer Kultur sich gerade am Ende der großen Kulturen in denjenigen Produktionen ausdrückt, in denen die innere Angst des Endes einer Kultur am stärksten zum Ausdruck kommt. Denn das ist die Zweideutigkeit, daß das, wohin man strebt, das Zum-Ende-Kommen, zugleich das ist, was die Angst schafft. Und wenn Sie von da aus die Bilder des späten Mittelalters ansehen würden, würden Sie vieles von dem besser verstehen, als es durch Worte vermittelt werden kann«. (Tillich 1958)

Aber es geht hier um eine erfahrungs-wissenschaftliche Theorie, die ihre Notwendigkeit und Brauchbarkeit dadurch zu erweisen hat, daß sie – ich wiederhole Toman – hilft, »aus ihrer Grammatik Phänomene und Daten vorauszusagen, die man vorher nicht gesehen« hat. Ist sie »einfacher in ihren Bestandstücken« und

»umfassender im Daten- und Phänomenbereich, der mit ihr behandelt werden kann«? Ich habe den Eindruck, daß man in der psychoanalytischen Forschung der letzten zwei Jahrzehnte überwiegend, vielleicht mit Ausnahme der Klein-Schule, zu der Anschauung gekommen ist, die Bibring schon 1936 formulierte. Die Todestriebhypothese brauche man »strenggenommen nur im Zusammenhang theoretischer Erörterungen, niemals aber solchen klinisch-empirischer Natur heranzuziehen; zur Klärung dieser Tatbestände reichen die Begriffe der Aggressions- bzw. Destruktionstribe aus« (Bibring 1936, 163). Ob ein »Trieb zum Tode« biologisch belegbar ist oder nicht, wird von den biologischen Theoretikern entschieden werden müssen.

Einige Arbeiten, die versuchen, die Eros-Thanatos-These auf klinische Probleme anzuwenden, sind leider nur Beispiele für jene Tendenz zur Personifizierung psychischer Funktionszusammenhänge und zu Anthropomorphismen, die viele Kritiker nicht ohne Recht an manchen Darstellungen der psychoanalytischen Theorie beanstandet haben. Dort werden »Eros« und »Thanatos« wirklich wieder zu mythischen Figuren.

Das wesentlichste Beispiel einer Anwendung der Vorstellung vom primären Todestrieb sind die Arbeiten Melanie Kleins und ihrer Schule. Ich kann hier auf diese Anschauungen, die – unter besonderer Betonung der Introjektions- und Projektionsmechanismen – die Bildung von »bösen« und »guten« Teilobjekten, die einverleibt und ausgestoßen werden, die Entwicklung der Angst aus dem Todestrieb, die »Wiederherstellungstendenzen« der libidinösen Kräfte, die Bedeutung der Allmachtsphantasien, die Zerstörungsphantasien aus den Todestriebtendenzen, die entwicklungsfördernde Wirkung der Angst usw. behandeln, nicht eingehen. Es scheint mir der konsequenteste Versuch zu sein, mit besonderer Technik gewonnenes klinisches Beobachtungsmaterial unter Anwendung der Vorstellungen vom Eros-Todestrieb-Dualismus darzustellen und zu ordnen. Es ist aber keine unberechtigte Verkleinerung der zweifellosen Bedeutung der Arbeiten der Kleinschen Schule, wenn man der Meinung ist – und ich bin das mit vielen anderen – daß sich höchstwahrscheinlich die gleichen Tatsachen auch ohne die Todestriebhypothese beschreiben lassen und vermutlich einfacher.

Es waren Probleme von Bedeutung für die Klinik, die Freud veranlaßt hatten, als Lösungsversuch seine neue These aufzustellen. Diese klinischen Probleme konnten sicher nicht dadurch gelöst werden, daß man zu einem sexualistischen Triebmonismus zurückschritt, wie ihn Freud selbst nie vertreten hatte.

Das versuchte Reich (Reich 1932; 1929). Verschiedene Untersucher haben geglaubt, man brauche nur einfach bei der alten Unterscheidung Libido und Selbsterhaltungstriebe zu bleiben, das tat sehr ausgeprägt R. Brun (1953) in seiner »kritischen Untersuchung« zum Todestrieb. Ich muß Brun neben verschiedenen Einzelheiten unter anderem darin zustimmen, daß bisher keine klinischen Tatbestände nachgewiesen sind, die eindeutig ausschließlich mit Hilfe der Annahme eines primären Masochismus zu begreifen sind. Die klinischen Fakten lassen sich meines Erachtens vorläufig noch alle als sekundärer Masochismus, als rückgewendete Aggression ausreichend interpretieren. Ich stimme ihm auch darin zu, daß man – um ein Detail zu erwähnen – nicht den Suicid als Beleg für einen Todestrieb anführen kann, die Suicidmotive sind sehr mannigfaltiger Art. Graber (1932) hat mit Recht darauf hingewiesen, daß viele Selbstmorde ein libidinöses Begehren mit dem Endziel »der projektiven Wiederherstellung des früheren leidlosen Daseins (im Mutterleib)« als Intention hätten. Ich kann Graber nur nicht darin folgen, daß er auf der Ideologie vom »leidlosen« Mutterleibsdasein eine Revision der Trieblehre aufbauen will, nach der aus einer »Ur-libido« im leidlosen undifferenzierten Mutterleibsdasein sich nach der Geburt »zwecks Erreichung des früheren Zustandes in Abwehr gegen das neue Dasein ›Aggressionstrieb‹ und ›Begehren des früheren Zustandes‹ Regressionstrieb« differenziere. »Mit der zunehmenden Ich-Es-Differenzierung« teile sich der Regressionstrieb in Sexual- und Bemächtigungstrieb, die Aggression in Masochismus und Sadismus. Diese spekulative Revision der Trieblehre geht von dem Phantom des »leidlosen intrauterinen Daseins« aus, das von den Biologen, Gynäkologen und Pädiatern wohl sehr in Frage gestellt werden wird. Man braucht sich nur von einer schwangeren Frau über die heftigen motorischen Schreckreaktionen des Foetus auf Autohupen oder große Orchesterkonzerte berichten zu lassen, um gegenüber der angeblichen »Leidlosigkeit« des Intrauterinlebens skeptisch zu werden.

Auch andere, so Lampl-de-Groot (1956) u. a. haben die Meinung vertreten, man solle die Unterteilung in Libido und Ich-Triebe, verstanden als Selbsterhaltungstriebe, beibehalten. Aber verspielt man damit nicht weitgehend den Gewinn der Instanzenlehre? Wie können wir – wenn wir meinen, die spekulative Hypothese eines Triebes zum Tode sei unnötig – mit den klinischen Problemen der Selbstdestruktion, wie sie uns in der Melancholie, in den sogenannten »Schicksalsneurosen«, bei den unbewußten Schuldgefühlen, in den Selbstbestrafungs-

tendenzen, dem moralischen Masochismus entgegentreten, zurechtkommen? Wie sind die Phänomene, die als Wiederholungszwang beschrieben worden sind, im Rahmen unseres theoretischen Systems zu begreifen und einzuordnen?

Flugel hat sich in einer interessanten Arbeit *Todestrieb, Homöostasis und verwandte Begriffsbildungen* (Flugel 1953, 44) mit unseren Fragen beschäftigt. Er betont, wie ich glaube, mit Recht, daß das, was Freud mit dem Todestrieb meine, eine intime Beziehung habe zu dem, was man Stabilitätsprinzip, seit Cannon Homöostase nenne, also mit der Tendenz, Gleichgewicht zu erstreben und zu erhalten. Freud übernahm von Fechner den Ausdruck Stabilitätsprinzip. Fletcher – ich zitiere nach Flugel – erinnerte 1943 daran, daß sich der Begriffsinhalt der »Homöostase« bei Spinoza findet als »conatus (Streben) se conservandi«. Bei Fechners Zeitgenossen Herbert Spencer (*Prinzipien der Psychologie*, zit. nach Flugel) ist das Gleichgewicht Zweck und Ziel aller Entwicklung der organischen und anorganischen Welt. »Leben« besteht nach ihm in der Anpassung der inneren an die äußeren Verhältnisse; ist diese Anpassung vollständig, besteht Gleichgewicht. Vollständiges Gleichgewicht wird nur im Tode erreicht. Im seelischen Leben offenbart sich der Anpassungsprozeß (= Suche nach Gleichgewicht) auf verschiedenen Ebenen. Ich kann hier nicht näher darauf eingehen und verweise auf die Originalarbeit, wo Flugel die Frage des Stabilitätsprinzips nach allen Richtungen und auch durch die Geschichte der Psychologie verfolgt. Der von Cannon eingeführte Begriff des Fließgleichgewichtes, der Homöostasis gilt als Prinzip für die organische wie auch anorganische Welt. Der Lebensprozeß stellt sich in dieser Sicht als ein Streben nach einer optimalen Gleichgewichtslage zwischen entgegengesetzt gerichteten Kräften dar: einer Tendenz zur Spannungssteigerung, zur Vereinigung und Integration und einer zur Spannungsherabsetzung, zur Auflösung und Desintegration. Es ist, glaube ich, durchaus sinnvoll für diese gegensätzlichen Tendenzen – nicht »Triebe« –, die Termini »Eros« und »Destrudo« zu gebrauchen. Sie bezeichnen nun aber eben nicht mehr »Triebe« im früheren Wortsinn, sondern »Richtungen« des lebendigen Geschehens, »Prinzipien«. Flugel vertrat diese Auffassung, auch Lampl-de-Groot (1956), bei der ich nur die Rückkehr zur Vorstellung eines Selbsterhaltungs»triebes« nicht bejahen kann und ähnlich Alexander. Dieser identifizierte – vielleicht zu voreilig – diese zwei Prinzipien mit den anabolischen und katabolischen Stoffwechselvorgängen. Flugel gibt noch einen sehr entscheidenden Hinweis. Man könne das Homöostasis-Prinzip zwar im ganzen als ein Leben Erhaltendes

betrachten, aber es finde sich hier »das fundamentale Paradox des Lebens«: Je perfekter die Stabilität erreicht wird, um so größer ist die Annäherung an ein völliges Aufhören der vitalen Aktivität. Ich verweise nochmals auf die eingehende Arbeit Flugels, wo die weiter sich hier ergebenden Probleme, z. B. die Beziehungen zwischen Homöostase und Lustprinzip, Nirwanaprinzip und Realitätsprinzip, die »Spannungstheorie des Fühlens« (Spannungsverminderung mit Tendenz zur Wiederherstellung früherer Bedingungen als Lust, Spannungssteigerung als Unlustquelle) ausführlich behandelt werden. Es scheint, daß sich die als Wiederholungszwang beschriebenen Phänomene mit Hilfe des Homöostase-Prinzips ausreichend begreifen lassen.

Ich wende mich nun der Frage zu, ob die Verlegung der »Aggression« in die psychische Vitalschicht und die Postulierung eines »primären Aggressionstriebes« zweckmäßig ist. Es ist oft vernachlässigt und im wesentlichen nur von Hartmann, Kris und Loewenstein (1949) deutlich herausgestellt worden, daß dieser Schritt eine notwendige Konsequenz des Ausbaues der Freudschen Strukturbegriffe in der Instanzenlehre gewesen ist.

Auch C. Müller-Braunschweig (1955) hat in seiner letzten Arbeit vor seinem Tode, einem Vortrag im Horkheimerschen Institut, der nicht gedruckt vorliegt, diese Konsequenz betont. Das »Ich« war ja in der Instanzenlehre der Begriff für jene psychische Teilstruktur geworden, die als der organisierende (synthetisierende) Mittler zwischen der vitalen Triebsschicht des Es und der Außenwelt angesehen wird. Anders ausgedrückt: »Ich« ist die Bezeichnung für das spezifische Anpassungsorgan des Menschen (Hartmann 1939). Dieses Strukturmodell macht es unmöglich, einen primären Destruktionstrieb dem Ich zuzuordnen, da diesem notwendig Es-Qualität zugeschrieben werden muß.

Wenn wir »Aggression« als primären Destruktionstrieb der »Libido« im gleichen Sinne gegenüberstellen wollen, d. h., wenn wir postulieren, so wie »Libido« die zu den erotischen Impulsen (im erweiterten Sinne Freuds selbstverständlich) gehörende Energie ist, so ist »Aggression« die Energie der aggressiven Impulse, dann müßte eine Parallelisierung möglich sein. Der psychoanalytische Libidobegriff ist relativ klar. Wir verstehen sie als eine konstant wirkende Kraft, die wir nach Drang, Quelle, Ziel und Objekt und deren Entwicklung, Wandlungsfähigkeit und Verschiebbarkeit untersuchen können. Wir stellen uns vor, daß diese Libido Modifikationen erfährt und »Schicksale« hat, daß die Energie des Ich und teilweise auch des Über-Ich neutralisierte Energie sei, die als eine desexualisierte

Modifikation der Libido verstanden wird. Wir nehmen von dieser »desexualisierten« Energie an, daß sie teilweise in Libido zurückverwandelt werden kann. Diese Vorstellung einer sekundären Sexualisierung von Ich-Funktionen ermöglichte ein besseres Verständnis einiger klinischer Beobachtungen. Können wir nun »Aggression« als Bezeichnung für die Energie der aggressiven Strebungen in Parallele dazu sehen?

Hartmann, Kris und Loewenstein haben dies in einer umfangreichen Arbeit zur Theorie der Aggression (Hartmann/Kris/Loewenstein 1949) konsequent versucht, die mir wichtig genug erscheint, sie in folgendem ausführlich zu referieren:

Die Verfasser sind der Meinung, daß hinsichtlich der Qualität des Dranges völlige Parallelität bestehe. Sie meinen im Gegensatz zu anderen, daß aggressive Entladung per se erfahren werden könne. Sie versuchen zu zeigen, daß es bei den zeitlichen Entladungskurven von Libido und Aggression Beobachtungen gäbe, die dafür sprächen, daß es ablaufspezifische und phasenspezifische (auf die menschlichen Triebentwicklungsphasen bezogen) »Entladungspatterns« gäbe. Eine Hypothese, die der Freudschen These über die erogenen Zonen als Libidoquelle analog ist, stellen sie nicht auf. Die auch von Freud schon erwogenen Beziehungen zwischen Muskulatur und Aggression können ihre Bedenken, die Muskulatur als Aggressionsquelle zu postulieren, nicht zerstreuen. Es ist ja auch kein Zweifel, daß aggressive wie libidinöse Erregungen durch motorische Aktivität entladen werden können. Sie erwägen, ob nicht gewisse Störungen der Libidoentladung darauf zu beziehen seien, daß Entladung von Libido und Aggression sich häufig in demselben Akt vollenden. Sicher sei solche »fusionierte Entladung« häufig als normal anzusehen. Es sei ja aber leicht vorstellbar, daß ein quantitatives Ansteigen gleichzeitig zur Entladung kommender Aggressionen den Ablauf der Libidoentladung stören könne.

Man stelle oft die Plastizität der Libido der Starrheit der Aggression gegenüber. Die Plastizität der Aggression zeige sich aber doch in der Beherrschung des Körpers, in der Beherrschung der Realität und bei der Bildung der psychischen Struktur. In Parallele zu der Lehre von den Libidomodifikationen lasse sich zeigen, daß auch die Aggression durch Verschiebung auf andere Objekte, durch Einschränkung der Ziele der aggressiven Impulse, durch Sublimierung aggressiver Energie und schließlich durch den Einfluß der Libido modifiziert wird. Im Laufe der Reifungsprozesse – so möchte ich hier hinzufügen – wird aus

chaotischer aggressiver Entladung geformte, realitätsangepaßte »gekonnte« Aggression, die etwa handwerklich oder in sachgerechter intellektueller Kritik oder wirklichkeitsgerechtem Sich-Wehren gegen Feindseligkeit oder Machtansprüche anderer abgeführt wird.

Die gleichzeitige Besetzung – ich referiere immer noch Hartmann, Kris und Loewenstein – mit Libido und Aggression ist nach diesen auf zwei Weisen vorstellbar: durch reine Koexistenz zweier Besetzungen und durch Fusion der beiden Triebe.

Hartmann und Mitarbeiter beschreiben vier Typen der Konflikte, die durch Aggression modifiziert werden können.

1. Aggression und Libido können in Konflikt = Triebkonflikt geraten, wenn die Besetzung beider Triebe auf dasselbe Objekt gerichtet ist
2. Die Antwort des Gegenüber auf aggressive Akte kann das Individuum gefährden = Konflikt mit der Realität
3. Diese Gefahr wird vom Ich, das sich teilweise mit dem Objekt identifiziert, vorweggenommen und das Ich stellt sich den realitätswidrigen aggressiven Akten gegenüber feindlich ein = struktureller Konflikt unter Einbeziehung des Ichs
4. Der Konflikt beruht auf der Einbeziehung moralischer Wertungen = struktureller Konflikt unter Einbeziehung des Über-Ichs

Sie führen dann den Vergleich zwischen Libido und Aggression noch weiter durch, indem sie sich mit der Frage der Sublimierung aggressiver Energie beschäftigen. Freud äußerte 1923 die Vermutung, daß die neutrale Energie im Ich nur in Libido ihren Ursprung habe, daß sie aber sowohl aggressive wie libidinöse Impulse verstärken könne. Hartmann, Kris und Loewenstein meinen, man müsse die Mitwirkung neutralisierter aggressiver Energie bei der Ausstattung des Ich und Über-Ich als zumindest so wichtig ansehen wie die der neutralisierten Libido. Der Zwang zur Aggressionsbefreiung sei ja noch intensiver. Aggression bringe das Individuum in unlösbare Konfliktsituationen, da sie sich auf das gleiche Objekt richte, das der Mensch liebt oder von dem er abhängt. In sublimier-

ter Form aber könne aggressive Energie dem Ich und Über-Ich integriert werden. Libido andererseits könne im Gegensatz zur Aggression unter Umständen voll entladen werden und darum enger mit dem Objekt verbunden bleiben.¹

Das Problem der Selbstdestruktion kann von den dargestellten Auffassungen her neu gesehen werden. Aggression wird verinnerlicht, nach innen gewendet wie Libido. Libido wie Aggression können neutralisiert werden, aber sie können auch unmodifiziert oder rückverwandelt nach innen wirken. Nicht jede verinnerlichte Aggression wirkt selbstdestruktiv, dann nämlich nicht, wenn sie ausreichend neutralisiert ist. Die Alternative »nach außen gerichtete Aggression-Selbstdestruktion« ist nicht zwingend und ausschließend. Es führt ja auch nicht alle verinnerlichte Libido zur »Selbstverliebtheit«.

Es gibt also:

Libido	Aggression
1. <i>Nach innen gewendete Libido</i> = narzißtische Selbstverliebtheit	1. <i>Nach innen gewendete Aggression</i> = Selbsthaß
2. <i>neutralisierte (desexualisierte) Libido</i> = Teil der Besetzungsenergie des Ichs	2. <i>neutralisierte aggressive Energie</i> = Teil der Besetzungsenergie des Ich und Über-Ich
3. <i>relibidinisierte (sexualisierte) Energie im Ich</i> = »Libidinisierung von Ich-Funktionen«, Sexualisierung der Organfunktionen	3. <i>reaggressivierte Energie im Über-Ich</i> = Schuldgefühle, moralischer Masochismus im <i>Ich</i> = aggressive Zuschüsse zu Ich-Funktionen (im Körper-Ich evtl. von Bedeutung für psychosomatische Krankheiten)

1 Die Sublimierungsproblematik hat Hartmann allein noch in einer weiteren Arbeit behandelt, die deutsch in dem Freud-100-Jahrheft der *Psyche* erschienen ist (Hartmann 1956). Für die Triebtheorie ist hier der Begriff Sublimierung weitgehend durch den der Neutralisierung ersetzt, was mir zweckmäßig erscheint. Man muß dabei nur wissen, daß, obwohl das Wort diese Bedeutung nahelegt, Hartmann mit Neutralisierung *nicht* »Triebvermischung« meint. Freud hat ja in seiner späten Triebtheorie der Triebmischung und -entmischung eine wesentliche Rolle zuerteilt. Dieser Vorstellung der Triebmischung entspricht etwa das, was Hartmann und Mitarbeiter Fusion der Triebe nennen.